

Die Heilkraft der Sonne.

Wenig erkannt und noch viel zu wenig geschätzt wird die Heilkraft, die der Sonne innewohnt. Der Zukunft ist es vorbehalten, dieselbe im vollen Umfange in den Dienst der Menschheit zu stellen. Arnold Rikli, der Naturheilapostel von Beldes, hat damit begonnen und an seiner unverwundlichen Gesundheit erfahrender, daß der eingeschlagene Weg der richtige ist.

Am frappantesten fällt uns der Einfluß, welchen das Sonnenlicht auf den Organismus ausübt, auf, wenn man den unbekleideten Körper den direkten Sonnenstrahlen aussetzt.

Ein eigenartiges, angenehmes Prickeln an der Haut zeigt den Beginn der Wirkung an. Bald treten Schweißperlen aus den Poren, und die Hautoberfläche rötet sich. Ein feiner Hautausschlag wird an manchen Hautstellen hervorbrechen. Diese Bläschen sind mit einem wässrigen Inhalt gefüllt. Das sind schlechte, gesundheitschädliche Stoffe, die die Sonne aus dem Innern des Körpers an die Hautoberfläche zieht. Ein derartiger Ausschlag ist völlig ungefährlich und heilt bei fortgesetzter Kur in ein bis zwei Tagen vollständig. Ein eigenes Lust- und Kraftgefühl rieselt durch die Adern, der Herzschlag wird energischer und gleichförmiger, man fühlt das Bedürfnis, sich zu dehnen und seine Kraft zu erproben.

Nach einigen Tagen wird man mit Ueberraschung bemerken, daß die Haut sich verändert hat, die Schlawheit ist fort, sie ist fest und glatt geworden und fühlt sich samtartig an. In den Beinen verspürt man eine bedeutende Erleichterung, das Gehirn ist klarer und das Auge erhält einen frischen Glanz.

Man hat durch die verschiedenartigsten Versuche festgestellt, daß Bazillen und Miasmen, die einem intensiven Sonnenlichte direkt ausgesetzt werden, in kürzester Zeit zerstört bzw. vollständig unschädlich gemacht worden sind.

Daraus läßt sich wohl auch wenigstens zum Teil die Tatsache erklären, daß, obwohl seit dem Bestande unseres Planeten täglich eine Unmenge tierischer und pflanzlicher Produkte in Fäulnis übergehen und die bei diesem Prozesse ausströmende Gase

die Luft verpesten, diese dennoch immer wieder rein und jungfräulich uns entgegenströmt.

Wenn auch viele andere Faktoren bei dieser Reinigungsarbeit tätig sind, so kommt der Hauptanteil daran doch der Sonne zu. Es kann uns

so muß insbesondere darauf geachtet werden, das die nicht zu lange und nicht um die Mittagszeit geschieht. Das Sonnenlicht hat eine ungeheure Kraft, und ein Zuviel kann unter Umständen sofortigen Tod oder schwere Gesundheitsschädigung herbeiführen. Sobald

den Patienten ein unangenehmes Gefühl, Schläfrigkeit oder Erschlaffung der Organe überkommt, muß das Sonnenbad sofort beendet werden, und eine laue Ganzwäschung mit kühlender Leberreinigung ganz unmittelbar auf dasselbe folgen.

Ueberhaupt sind Massage und Ganzwäschrungen nach dem Sonnenbade dringend zu empfehlen, wenn dasselbe anders im vollen Umfange wirken soll.

Strenge muß auch davor gewarnt werden, daß das Sonnenbad im gesättigten Zustande genommen werde, auch darf die Mahlzeit erst eine Stunde nach dem Bade eingenommen werden.

Ein langsames rationelles Gewöhnen ist auf das dringendste zu empfehlen, wobei, wie schon gesagt, die Vorsicht niemals außer acht gelassen werden darf.

Sind so einige Wochen in rationaler Anwendung vorübergegangen, so wird man darüber erstaunen, welche gewaltige Veränderung zu seinen Gunsten im Organismus vor sich gegangen ist.

Der durchsichtige, gegen jedes Lüftchen empfindliche Körper ist hart, stark und kräftig geworden und kann fiederhin viel mehr vertragen, und es wächst die Befähigung in ihm, den Stürmen des Lebens mit G die Stirne zu bieten. Die Sonne zeitigt den Mann, der fest und sicher auf der angestammten Erde steht.

Wer der Sonne vertraut, wandelt im Licht, und Licht wird von ihm ausströmen.

Martin Unterweger, Ludwigslust.



Entwischt.

daher auch gar nicht wunder nehmen, daß die Sonne einen so überaus heilkräftigen Einfluß auf den menschlichen Organismus ausübt, vielmehr müssen wir uns darüber verwundern, daß diese Wirkung nicht erschöpfend zum Wohle der Menschheit ausgenutzt wird. Wenn man die Heilkraft der Sonne in Form des Sonnenbades auf den Körper wirken läßt,

Sinnpruch.

Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank:

Dem Himmel sag' für Schmerz, der dich veredelt, Dank.

Rückert.



Verloren!

Roman von Ewald August König.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Am nächsten Morgen eilte er wieder hin, in der schlaflosen Nacht hatte er seinen Plan entworfen. In die Heimat zurückkehren konnte sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht, und in jeder anderen deutschen Stadt waren sie neugierigen Nachforschungen ausgesetzt, die ihnen unangenehm werden mußten; man konnte doch nicht jedem, der danach fragte, die Verhältnisse auseinandersetzen.

Er hatte die Mittel, über die er noch verfügen konnte, berechnet, das Geld reichte für sie beide zur Ueberfahrt nach Australien aus, dort wollte er als Optiker sich niederlassen; auf seine Arbeitskraft und seine Kenntnisse vertrauend, zweifelte er nicht, daß es ihm gelingen werde, vorwärts zu kommen.

Nach seiner Ansicht war dieser Plan vortrefflich, aber es sollte ihm nicht vergönnt sein, mit der Geliebten darüber zu beraten.

Er fand sie in den bestigsten Fieberdelirien und den Arzt bereits an ihrem Bette, dessen Diagnose auf eine intensive Lungenentzündung lautete.

Was geschehen konnte, um ihr Leben zu retten, das geschah, Heinrich zog einen zweiten Arzt hinzu, die teuersten Medikamente wurden verordnet, Tag und Nacht wachte Heinrich an ihrem Bette, alle Mühe, alle Opfer waren vergeblich, im Fieberwahnsinn hauchte die Unglückliche ihr junges Leben aus. Vielleicht war es so am besten!

Damit suchte Frau Smith den Verzweifelnden zu trösten, der diesen Trost nicht gelten lassen wollte.

In den ersten Tagen bis zum Begräbnis war er keines klaren Gedankens fähig, wie im Traume wanderte er ruhelos umher, bald mit den glücklichen Zeiten der Vergangenheit, bald mit der Zukunft beschäftigt, wie er sie einst sich vorgepiegelt hatte.

Als aber die Schollen mit dumpfem Gepolter auf den Sarg niederfielen, loderte plötzlich die Glut des Hasses in seiner Seele auf, mit Flammenschrift stand das Wort: „Rache!“ vor seinen Augen, und nur der eine Gedanke besaßte ihn jetzt noch, daß er Vergeltung üben müsse. Vergeltung an diesem Glenden, der das arme Geschöpf in den Tod getrieben hatte! Ja, Vergeltung, wenn er auch mit seinem eigenen Herzblut sie erkaufen müßte!

Ein Brief Gustavs hatte gerade an diesem Tage ihm gemeldet, daß Robert Raven vorgezogen habe, das Testament seiner Mutter anzuerkennen und das Legat in Empfang zu nehmen; er werde nun über Hamburg nach New-York reisen und dort sein Glück versuchen.

Also nach Hamburg, dort hoffte Heinrich mit dem Verhafteten zusammen zu treffen. Und wenn es sein mußte, nach New-York, er wollte sich an seine Fersen heften und unermüdet ihm folgen, bis er die einzige und letzte Aufgabe seines Lebens gelöst hatte.

Robert Raven hatte in der Tat sich dem letzten Willen seiner Mutter unterworfen, nachdem ihm von den tüchtigsten Juristen bewiesen worden war, daß er mit Aussicht auf einen günstigen Erfolg das Testament nicht angreifen konnte.

Die Heimat war überdies ihm verleidet, die Mutter Emmas bestürmte ihn täglich mit vorwurfsvollen Briefen, Gustav Holzer habe öffentlich gedroht, daß er ihn ohrfeigen werde, sobald er ihn begegne, und von den Freunden und Bekannten gingen viele ihm absichtlich und in beleidigender Weise aus dem Wege, während Fräulein Kallenbaum, um die eigene Erbchleicherei zu rechtfertigen, kein gutes Haar an ihm ließ und ihn noch schlechter machte, als er in Wirklichkeit war.

Er konnte sich gegen alle diese Beschuldigungen nicht verteidigen, weil ihm keine Gelegenheit dazu geboten wurde, ihm blieb nun nichts mehr übrig, als der Heimat den Rücken zu wenden.

Mit dem Chevalier von Montfleux, der sich noch in London befand, war er in Briefwechsel geblieben, ihm hatte er seine Pläne mitgeteilt und von ihm auch das Ende Emmas erfahren.

Er wußte, daß Heinrich Grafenberg sich der Unglücklichen angenommen hatte, er fürchtete jetzt ein nochmaliges Zusammentreffen mit dem Krüppel, dessen Haß und Nachsicht sicherlich keine Schranken mehr kannte.

Nachdem er sein Geld in Empfang genommen hatte, reiste er ab, er vermutete, daß der Optiker gleich nach der Beerdigung Emmas heimkehren werde, um ihn aufzusuchen, er ahnte nicht, daß derselbe schon von seiner Reise nach Hamburg Kenntnis haben könne.

In Hamburg angekommen, erfuhr er, daß der Postdampfer, auf dem er sich einschiffen wollte, erst in zwei Tagen abfährt, so blieb ihm denn Zeit genug, in Hamburg noch einige Einkäufe zu machen, die wegen der beschleunigten Abreise in der Heimat unterblieben waren. Er wohnte in einem Gasthofs ersten Ranges, das Zimmer lag freilich hoch oben im dritten Stockwerk, aber es war mit allem Komfort ausgestattet, und es besaß einen Balkon, von dem aus er das rege, wechselvolle Leben in der Straße beobachten konnte.

Am Abend vor der Abreise hatte Robert Raven ein auserlesenes Souper in sein Zimmer beordert: des geräuschvollen Treibens in den Straßen überdrüssig, wollte er allein sein, um seinen Plänen nachzuhängen.

Er war beim Dessert angelangt und eben im Begriff, eine Zigarre anzuzünden, als nach kurzem Anklopfen die Tür geöffnet wurde.

Raven blickte nicht hin; in dem Glauben, es sei der Kellner, befahl er den Tisch abzutragen und noch eine Flasche Wein zu bringen.

„Ich werde läuten, damit Sie den Kellner damit beauftragen können“, sagte eine Stimme hinter ihm, deren Klang ihn erschreckte.

„Sie sind es, Chevalier?“ fragte er bestürzt, indem er sich aus seinem Sessel erhob. „Was führt Sie hierher?“

„Der Wunsch, Sie noch einmal zu sehen“, erwiderte der Chevalier lakonisch, der bereits Hut und Paletot ablegte. „Sie haben wohl an mich nicht mehr gedacht? Ja, wenn man seine Freunde nötig hat, weiß man sie zu finden, später find sie vergessen!“

„Wie können Sie das behaupten?“ sagte Raven unwillig. „Sie waren in London, dorthin konnte ich nicht kommen.“

„Sie hätten es dreist gekonnt, Sie würden in der großen Stadt dem Optiker nicht begegnen sein, übrigens ist der Krüppel abgereist.“

„Sind Sie mit ihm noch einmal zusammengetroffen?“

„Davor habe ich mich gehütet, der Kerl hat den Satan im Leibe, er ist als Gegner nicht zu verachten.“

„Bah, er wird meinen Weg nicht mehr kreuzen“, spottete Raven, dann befahl er dem eintretenden Kellner Wein zu bringen. „Wollen Sie mit hinüberreisen?“

„Wahrhaftig, es wäre keine üble Idee“, erwiderte der Chevalier gedankenvoll, wir beide vereint, könnten drüben manches hübsche Geschäft machen. Wie stark ist Ihre Kasse?“

„Sie wissen ja, das Legat betrug sechstausend Taler, ich bin jetzt im Vergleich mit Ihnen ein armer Schlufer.“

„Im Vergleich mit mir?“ lachte der Chevalier, indem er eine Zigarre anzündete. „Für wie reich halten Sie mich?“

„Bah, Sie haben in Frankreich Güter —“

„Bester Freund, meine Güter liegen nicht in Frankreich, sondern im Monde, ich bin, was Sie auch sind, ein Abenteurer. Ich mußte Ihnen das bekennen, um Ihnen zu beweisen, daß meine Verhältnisse mich zwingen, mir meine Dienste bezahlen zu lassen. Sie werden wissen, welche Dienste ich Ihnen geleistet habe.“

Robert Raven blickte den Freund betroffen an, das Glas, das er zum Wunde führen wollte, schwanke in seiner zitternden Hand; er hatte den Sinn dieser Worte augenblicklich verstanden, und der entschlossene, energische Ausdruck in dem Gesicht seines Freundes ließ ihn erkennen, daß es sich hier um eine ernste Forderung handelte.

„Dienste?“ sagte er. „Sie gaben mir nur einen Rat!“

„Durch dessen Befolgung Sie von einer drückenden Last befreit wurden“, erwiderte der Chevalier gleichgültig. „Nun, in solchen Fällen ist ein Rat so wertvoll wie ein Dienst, und überdies werden Sie wissen, daß ich in Geheimnisse eingeweiht bin, deren Enthüllung Ihre Abreise unmöglich machen würde.“

„Sie sind ein Schurke!“ rief Robert Raven in auflockerndem Zorn.

„Nicht mehr als Sie, Verehrtester!“

„Ich kann Sie verhaften lassen wegen des Duells, man fürcht Ihnen noch immer nach.“

„Wenn Sie die Folgen, die auf Sie selbst zurückfallen würden, nicht fürchten, so tun Sie es immerhin, eine entehrende Strafe kann mich nicht treffen, da ich zu diesem Duell gezwungen wurde. Ich wandre dann auf die Festung und Sie ins Zuchthaus. Oh bah, vergeuden wir nicht die Zeit mit kindischen Drohungen, machen wir's kurz, Sie geben mir die Hälfte Ihres Legats, und ich lege Ihrer Abreise nichts in den Weg.“

„Und Sie glauben wirklich, daß ich der Narr wäre, diese Forderung zu erfüllen?“ brauste Raven aus. „Nicht einen Groschen —“

„Greifen Sie sich nicht“, unterbrach der Chevalier ihn kalt, wenn Sie nicht wollen, so kenne ich den Weg, den ich von hier aus zu gehen habe.“

Der Kellner brachte den Wein und entfernte sich wieder, Robert Raven wanderte mit großen Schritten auf und nieder.

„Das sind Schreckschüsse!“ sagte er, mit der Anklage allein richten Sie nichts aus, Sie müssen Beweise vorlegen, und die besitzen Sie nicht.“

„Ich besitze Ihre Briefe, vielleicht wissen Sie selbst nicht mehr, wie unvorsichtig Sie in ihnen gewesen sind! Und noch eins will ich Ihnen sagen, der Optiker ist hier und sucht Sie, ich habe ihn gesehen und weiß, wo er wohnt, es bedarf nur eines Wortes —“

„Sie lügen!“ schrie Raven. „Der Krüppel kann nicht wissen, daß ich hier bin, Sie wollen durch Drohungen das Geld von mir erpressen.“

Der Chevalier erhob sich und ging in die Ecke, in der sein Paletot und Hut auf einem Stuhle lagen.

„So müssen Sie denn abwarten, was geschehen wird“, sagte er gelassen, „ich habe keine Eile —“

„Weiben Sie!“ rief Raven, dessen Angst durch die entschlossene Ruhe des Chevaliers noch erhöht wurde. „Ich will Ihnen tausend Taler geben, bedenken Sie, daß ich selbst ein armer, heimatloser Mensch bin, der einer ungewissen Zukunft entgegengeht. Wenn ich drüben mein Glück mache, so will ich später —“

„Ihre Versprechungen haben nicht den geringsten Wert für mich“, unterbrach der Chevalier ihn, „ich werde Ihnen später schwerlich noch einmal begegnen. In Genf versicherten Sie mich Ihrer Dankbarkeit, heute nennen Sie mich einen Schurken, weil ich den Dank von Ihnen fordere. Und da verlangen Sie noch, daß ich Rücksichten nehmen soll? Gut denn, ich will mich mit zweitausend Talern begnügen; feilschen Sie nicht länger, von dieser Forderung lasse ich nichts ab. Ich sage Ihnen noch einmal, der Optiker ist hier, ich glaube nicht, daß er Sie finden wird, wenn ich Sie nicht verrate.“

„Sagen wir fünfzehnhundert!“ erwiderte Raven mit heiserer Stimme, indes sein fieberglühender Blick voll unverkennbarer Angst jede Bewegung des Chevaliers beobachtete. „Was soll ich drüben mit leeren Händen beginnen?“

„Arbeiten!“ antwortete der Chevalier achselzuckend. „Mebrigens behalten Sie noch eintaufend Taler, durch den Tod Ihrer Frau sind Sie frei geworden und die Welt steht Ihnen wieder offen.“

„Fünfzehnhundert!“ wiederholte Raven. „Sie haben ja weiter gar nichts getan, als mir einen Rat gegeben, und wenn die Ausführung Ihres Planes auch gelang, so haben Sie doch nichts zu diesem Gelingen beigetragen.“

„So gehen Sie her!“ sagte der Chevalier, ärgerlich mit dem Fuß auf den Teppich stampfend, „dieses Feilschen ist mir zuwider.“

Das Blut brannte ihr in den Wangen. Ihre Augen blickten hilflos.

Gisela befand sich wieder in dem gefürchteten Zwiespalt und vernochte kaum mehr gegen jenes sich beständig ihr fühlbar machende geistige Uebergewicht Ulrichs, gegen die sie nicht gänzlich entwaffnende Liebe und auch nicht gegen die Ueberzeugungskraft seiner Worte anzukämpfen. Mit unsichtbarem Finger hatte er an die zartesten Saiten ihrer Seele getastet und darinnen die eingeschlummerte, bereuende Liebe geweckt. Sie schwankte und wankte. Sie hätte glauben mögen und sie glaubte auch beinahe.

„Ulrich!“ rief sie, es klang fast wie ein Schrei — „ich gehe mit Dir, ich will mit Dir ziehen!“

Aber jetzt war es zu spät. „Nicht so!“ sagte er, „nicht so. Das ist nicht mein Zweck. Dich überreden zu wollen. Ein trauriges, gedrücktes, ein verzuschühtertes „Ja“ will ich nicht, nicht aus Barmherzigkeit. Ich denke zu hoch, zu heilig von der Ehre, in der Friede nicht Unterkunft findet, wenn Vertrauen fehlt. War es so traurig um Dein Herz bestellt, lebte mehr Angst und Furcht als Liebe in Dir, so hast Du ja recht getan, Dich nicht mit einem Eid zu belasten. Bring' Dich auch

jetzt nicht mit falscher Liebfosung und falschen Gelübden zu Fall. Fern sei es mir, Dir zürnen zu wollen. Möge Dir das Leben leichter werden als mir, dem älteren Manne, dem es nichts mehr zu bringen hat als herbe Erinnerungen.“

Mit einer milden Bewegung strich er sich über die Stirn, raffte sich dann aber gewaltsam auf und wollte der Tür zuschreiten, besann sich dann wieder anders und trat ganz nahe an Gisela heran. Seine Stimme sank zu einem Flüstern herab.

„Leb' wohl, meine, meine,“ er drängte das zärtliche Wort zurück, „leb' wohl, Du armes Kind!“

Mit einer kurzen schnellen Bewegung, um nicht der Versuchung zu unterliegen, sie durch einen Händedruck, mit einem letzten Kuß zu berühren, wandte er sich ab, blieb dann in der Mitte des Zimmers nochmals wieder stehen und sagte, jetzt mit veränderter, ruhigerer Stimme! „Alles, was es zwischen uns noch zu ordnen gibt, um Dich wieder frei zu machen, wird schnellstens eingeleitet werden. Das Geleg legt uns mancherlei Schwierigkeiten in den Weg, ich bezweifle aber nicht, das Dein Onkel mir helfen wird, die Sache in der schonendsten Weise und ohne Belästigung für Dich durchzuführen.“

Und mit der Kourtoisie, die ihm eigen war, grüßte er zu Gisela hinüber, die ihm regungslos, mit schlaff herabhängenden Armen, mit einem verfürten, verzweifelungsvollen Blicke nachsah.

Dann war sie allein. Mit zitternden Knien schleppte sie sich zum Sofa. Den Kopf tief in die Kissen bergend, meinte sie, schluchzte sie — stundenlang.

Den Bemühungen des alten Rates war es inzwischen gelungen, die Hochzeitsgäste einigermassen zu beruhigen und an die Tafel zu dirigieren. Das Intuitivische Wahl verfehlte, wie er berechnet hatte,

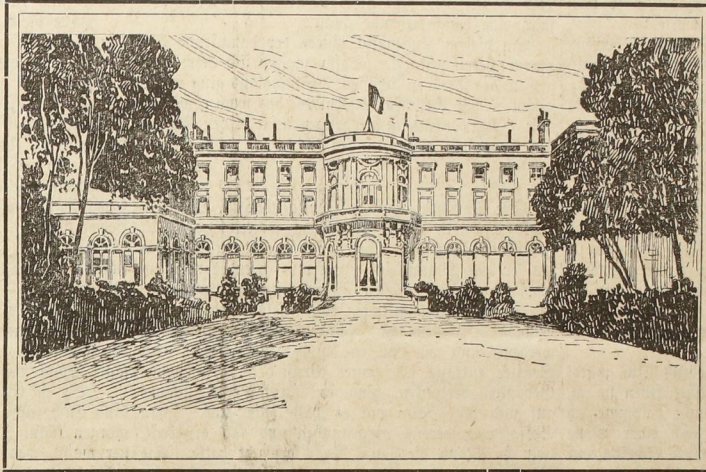
auch nicht ganz seine Wirkung. Außer den nächsten Familienmitgliedern, die begreiflicher Weise ihre sehr gedrückte Stimmung nicht zu verbergen vermochten, zeigte sich die Gesellschaft mehr oder minder gesprächig, die Jugend allmählich auch wieder guter Dinge. Bei dieser fanden des Onkels Egberts etwas wunderbare, wenn nicht unglaublich erscheinende

Spitze abgebrochen worden, mochte die traurige, ihn sehr ergreifende Katastrophe enden, wie sie wollte. Es war wenigstens Zeit gewonnen, und der alte Herr opferte sich im Interesse seiner Familie geradezu auf. Dem sein Herz war, trotz der zur Schau getragenen Lebhaftigkeit und Lustigkeit, kummervoll belastet. Er ahnte nichts Gutes. Mit Mühe war es

ihm gelungen, den tausend Fragen der kaum zu verschweigenden Tante Herta standzuhalten, sich dem Unkenruf der Stiftsdame zu verschließen und endlich auch den Hausherrn an die Tafel zu bringen, den Bruder, der eine sehr geringe Beherrschung über sich besaß.

(Fortsetzung folgt.)

Zu den deutsch - französischen Marokkoverhandlungen.



Das französische Ministerium des Auswärtigen. Ansicht des Palais. (Siehe Text Seite 231.)

Redereien über Giselas plötzliches Erkranken und des Bräutigams und der Eltern Sorge darüber, schnellen Glauben. Und als man dann vernahm, der herbeigerufene Arzt erklärte ihren Zustand für hochgradig nervös, sonst aber nicht für besorgniserregend, das

Schrank, einigen Stühlen und zwei Tischen bestand. Ueber dem einen Tisch hingen Bretter, die mit Büchern vollgestellt waren, während auf dem Tisch Wirtschaftsgeräte umherlagen, der andere stand am Fenster, war mit allerlei Papieren bedeckt und trug den anspruchsvollen Namen „Schreibtisch“.

Vor diesem Schreibtisch saß Frau Sofja Sarukti und hielt ein pausbäckiges, reizendes Baby auf ihrem Schoße. Frau Sofja war noch sehr jung; der sympathische Ausdruck ihres schmalen, elend aussehenden Gesichtes ließ daselbe fast schön erscheinen; in ihren großen, blauen Augen spiegelte sich ein tiefer Schmerz.

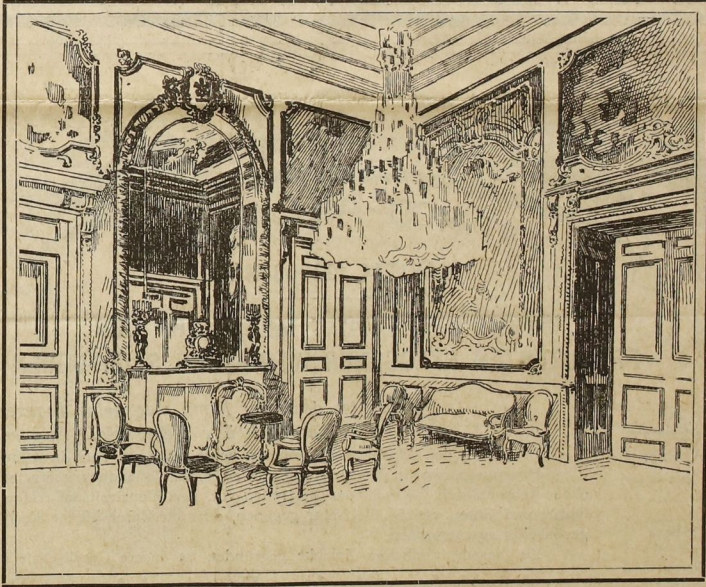
Das Kind hatte mit seinen kleinen Händchen in den goldenen Flechten der Mutter gespielt; — als es sich aber nach einem anderen Spielzeug umzusehen begann, sagte die Mutter: Der Papa kommt heute so lange nicht, es ist schon acht Uhr!“ Sie brachte das Kind zu Bett. Bald darauf vernahm man auf dem Flur ein Gespräch: „Heute wollten Sie mir die Miete bezahlen! Seit zwei Monaten haben Sie es mir versprochen,“ sagte eine Frauenstimme.

„Morgen bringe ich meine Arbeit in die Redaktion, dann sollen Sie Ihr Geld haben.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Frau Galinstka die Wirtin, ein recht umfangreiche, trotz ihres beträchtlichen Alters ziemlich lebhaftes Person, trat geräuschvoll ein. Trotz ihrer nachlässigen Kleidung und ihres lauten Wesens machte sie keinen unangenehmen Eindruck.

Ihr folgte Stanislaus Sarukti, ein hagerer, hoch aufgeschossener junger Mann, dessen unsicheres, bescheidenes Auftreten einen seltsamen Kontrast zu der lebhaften Frau bildete.

Kaum hatten sie das Zimmer betreten, als die Frau mit lauter Stimme begann: „Wie lange soll



Das französische Ministerium des Auswärtigen. Der „Große Salon“ in welchem die Verhandlungen stattfinden. (Siehe Text Seite 231.)

junge Paar würde daher in aller Stille abreisen — da stellte sich die gewünschte Hochzeitsstimmung ein. Nur eines konnte der phantastische Onkel Egbert den Gästen nicht einleuchtend machen, es sei ein Irrtum, es sei vollständig aus der Luft gegriffen, daß Gisela die Frage des Pfarrers mit „Nein“ beantwortet habe. Das glaubte man ihm nicht, wohl aber, daß die gefürchtete Zeremonie in aller Stille und Eile im Hause beendet worden sei. Er hatte dadurch erreicht, was er gewollt. Dem „Skandal“ war die

troz ihres beträchtlichen Alters ziemlich lebhaftes Person, trat geräuschvoll ein. Trotz ihrer nachlässigen Kleidung und ihres lauten Wesens machte sie keinen unangenehmen Eindruck.

Ihr folgte Stanislaus Sarukti, ein hagerer, hoch aufgeschossener junger Mann, dessen unsicheres, bescheidenes Auftreten einen seltsamen Kontrast zu der lebhaften Frau bildete.

Kaum hatten sie das Zimmer betreten, als die Frau mit lauter Stimme begann: „Wie lange soll

ich denn noch warten? Seit Monaten heißt's immer, Ihr würdet mir in einigen Tagen bezahlen, — aber daran glaube ich nun nicht mehr. Was bildet Ihr euch denn ein? Haltet Ihr mein Haus für eine Wohlthätigkeitsanstalt."

Möglich fiel der Blick der Frau auf das schlafende Kind, und sie hielt in ihrer Rede inne.

"Wenn das Kind nicht wäre," begann sie nach einer Weile, "dann würde ich Euch längst hinausgeschmissen haben. . . Dem kleinen Wesen dort habt Ihr's zu verdanken, wenn ich noch warte."

"Wir danken Ihnen," flüsterte Stanislaus bewegt, "es ist bitter für uns, Ihr Wohlwollen so auszunutzen."

"Das ist Unfönn," erwiderte Frau Galinska. "Ihr seid ganz liebe Menschen, aber warum habt Ihr denn geheiratet, wenn Ihr so arm wäret?"

"Weil wir uns lieb hatten," entgegnete er treuherzig. "Hättet Ihr nicht bei Euren Eltern bleiben können, Ihr wäret ja fast noch Kinder?"

"Unsere Eltern sind tot," versetzte Stanislaus, als er sah, daß die Frau ein warmes Interesse für ihr Schicksal zeigte. "Ich schreibe für Zeitungen. . . aber jetzt habe ich soeben eine große Arbeit beendet, und wenn es mir glückt, sie anzubringen, kann ich dreihundert Rubel verdienen."

Mit diesen Worten reichte er ihr ein dichtbeschriebenes Manuscript.

"Das alles haben Sie geschrieben? Ich würd' es nicht für tausend Rubel tun. Aber sehen sie zu, daß Sie damit antommen. . . dann bekomme ich meine achtzig Rubel. . ." Und nach einer Weile fügte sie hinzu: "Das sind Ihre ersten Schritte auf dem Wege zum Ruhm. . ."

"An den Ruhm denke ich nicht, Brot will ich verdienen für mein Weib und mein Kind."

"Vor allem sollten Sie daran denken, was Sie mir zu zahlen haben. Wenn Sie Ihre Schulden bezahlen, eröffne ich Ihnen wieder neuen Kredit — wenn nicht, dann nehme ich Janek mit aufs Land, und Sie können sehen, wo sie bleiben. Ueberlegen Sie sich's also. . ."

Sie ging zur Tür, bevor sie aber das Zimmer verließ, brummte sie vor sich hin: "Ich schicke so gleich den Samovar herein." Dann verschwand sie.

"Eine herzengute Frau," sagte Stanislaus. "Was würden wir beginnen, wenn sie nicht so ein-

sichtsvoll und gut gegen uns wärel!" "Was wird aber weiter sein!" fragte Frau Sofja traurig.

"Morgen bringe ich meinen Roman zum Verleger. Wir wollen den Mut nicht verlieren, — wenngleich mich eine bange Unruhe quält."

In diesem Augenblick wurde der dampfende Samovar hereingebracht. Sofja machte sich beim Eingießen des Tees zu schaffen. Stanislaus ging unterdessen an das Bettchen des Kindes, das nach geworden war. Mit Tränen in den Augen küßte er den Knaben und sang ihn wieder in den Schlaf.

II.

Die Turmuhr hatte 4 Uhr geschlagen, und Saruzki sah noch immer an seinem Schreibtisch. Mit fieberhaft glänzenden Augen und geröteten Wangen las er das Manuscript, das nun beendet vor ihm lag. Unruhige Gedanken gingen ihm durch den Sinn.

Ob es ihm wohl gelingen würde, seine Arbeit anzubringen? Werden seine Hoffnungen nicht getäuscht werden? und wie soll es dann weiter gehen? Ein Seufzer entrang sich seiner Brust. . . In bange Gedanken versunken, ging er unruhig im Zimmer auf und ab. Nun war es bald sechs Uhr. Frau Sofja war bereits aufgestanden und sah erschreckt, daß ihr Mann die ganze Nacht gewacht hatte. Sie hat ihn, er möge wenigstens eine Stunde ruhen, er hörte aber nicht darauf und begann nach einer Weile:

"Ob meine Arbeit wohl angenommen wird? Es quält mich der Gedanke, daß ich zu jenen gehöre, die viel wünschen und tief empfinden, aber nur wenig können."

"Ich habe den festen Glauben," versetzte die Frau, "daß diese Arbeit Dir den Weg zum Ruhm

bahnen wird. . . Und wenn Du damit Erfolg hast, dann wird sich alles zum Besseren wenden, wir nehmen eine größere Wohnung, und dann wirst Du ruhiger arbeiten können."

"Die Zukunftspläne sind verfröhrt. . . getäuschte Hoffnungen schmerzen bitter. . ." entgegnete Stanislaus traurig. Er legte sich, ohne sich zu entkleiden, aufs Bett und Frau Sofja vertiefte sich in das Manuscript und blickte erst auf, als die Tür sich geräuschvoll öffnete und Frau Galinska eintrat.

"Wie bleich er ist," sagte sie, als ihr Blick auf den Schlafenden fiel.

"Er hat die ganze Nacht gearbeitet", berichtete Sofja.

"O Gott", fuhr Frau Galinska fort, "dabet hat er nicht einmal die Gemüßheit, ob er etwas damit verdient. . . Und dann kann ich wieder warten und sehen, wo ich bleibe. . . Als ich vorhin darüber nachdachte, wie das alles enden soll, da kam mir der Gedanke in den Sinn, daß Ihr zu mir aufs Land ziehen könntet. . . Ich muß einen neuen Verwalter annehmen. . . Ihr Mann könnte den Posten ausfüllen. . . und Ihr würdet ein sorgenloses Leben führen."

"O, wenn's an mir läge, würde ich Ihren Vor-schlag gern annehmen, aber mein Mann braucht doch die Bibliothek. . . er kann ohne Bücher nicht leben", sagte Sofja wehmütig lächelnd.

"So eßt Euch meinewegen an Büchern satt, ich kann Euch nicht länger bei mir behalten. Es übermorgen könnt Ihr bei mir wohnen und essen, nachher macht, was Ihr wollt und schreibt meinewegen so viele Romane, wie Ihr Lust habt. . . Wenn Ihr Eure Schulden nicht bezahlt, dann komme ich mit der Schere und schneide Ihnen Ihr schönes Haar ab," drohte Frau Galinska halb im Scherz, "das bringt immer noch ein schönes Stück Geld."

Jetzt sprang Saruzki von seinem Bett auf, nahm eilig einen Schluck Tee und stürzte in fieberhafter Hast mit dem Manuscript in der Hand hinaus.

(Schluß folgt.)

SOCIÉTÉ VITICOLE FRANCO-ALLEMANDE.
KAPITAL 102000 MARK
IMPORT UND EXPORT DIREKT VON DEN
PRODUZENTEN BEZOGENER WEINE UND SPIRITUOSEN

Bureaux in:
Bordeaux, 1 Place des Capucins
Paris X^e, 67, Rue de Chabrol
London W., 9 Hills Place

Bankiers:
Commerz- und Disconto-Bank
Berlin-Hamburg
Crédit Lyonnais, Paris

zu bezeichnen.

Entstanden aus der Idee, französische Weine mit vollständiger Ausschaltung des Zwischenhandels direkt an die deutschen Konsumenten zu liefern, erfreut sich unser junges Unternehmen bereits sehr zahlreicher Freunde. Wir offerieren aus unserer reichhaltigen Preisliste, welche auf Wunsch gratis und franko geliefert wird, ganz besonders die nachstehenden Marken:

per Flasche exkl. Glas	Ferner empfehlen wir als äusserst preiswert unsere beliebten Sorten:
Château Mouton Fronsac 1,—	Vin rouge (roter Tischwein) per Liter 0,65
Crû de la Loterie St. Genès 1,10	Portwein span. 1,25
1895 Cantenac 1,40	Moselwein 0,60

in 5 u. 10 Literflaschen gegen Pfand frei ins Haus Berlin.

Fernspr. Amt IV, 1671.

Société viticole franco-allemande m. b. H., Berlin SW. 68, Ritterstr. 50.

Abend.

Der Abend kommt durchs Feld herabgezogen, Den Waldpfad streift sein Kleid so leiz und leicht, Als wie die Mutterhand zum Schlummer segnend Wohl übers Kinderhaupt im Schlafe streicht. Und kindergleich sind Wald und Welt nun stille, Das Mondlicht küßt sie leiz' zur Gutemacht. Die Wipfel rauschen traumbewegt, und droben Der Mond als wie ein Mutterauge wacht.

Wittke Gräber.

Vermischtes.

Zu den deutsch-französischen Marokko-Verhandlungen. Die Uebereichung der deutschen Note über die Marokko-Angelegenheit hat nimmehr durch den deutschen Botschafter, den Fürsten Radolin, stattgefunden. Die weiteren Verhandlungen finden im Ministerium des Auswärtigen statt, in welches seit kurzem bekanntlich Rowter eingezogen ist. Wir bringen unseren Lesern auf Seite 229 ein Bild des Palais und des Sitzungssaales. Das Ministerium des Auswärtigen liegt neben dem Hotel de la Présidence, Wohnitz des Kammerpräsidenten. Es ist ein architektonisches hübsches Gebäude, 1845 von Sacoré erbaut, 1871 wurde es zerfört und dann wieder hergestellt. Ueber den Fenstern der ersten Etage sind in fünfzehn Medallons die Wappen der Hauptländer angebracht; im Innern ist vor allem bemerkenswert der Saal „Des ambassadeurs“, wo 1856 der Pariser Kongreß abgehalten wurde.

Eine Frau auf dem Wege zum Nordpol. Den Ehrgeiz, als erste Frau den Nordpol zu erreichen, hat die amerikanische Lehrerin Miß Mannie Babb, die, wie aus New York berichtet wird, Commander Peary bei seiner Nordpolfahrt auf dem Dampfer „Roosevelt“ begleiten wird. Während die Frau Pearys und seine zwölfjährige Tochter, die den kühnen Forscher gleichfalls begleiten, die ganze Zeit über auf dem Dampfer bleiben werden, will die unternehmende und auf-fallend kräftige Miß Babb den Vorstoß, den Peary mit Schlitzen zum Nordpol wagen will, mitmachen. Miß Babb hat auch schon bei der Vorbereitung der Expedition dem Forscher wertvolle Dienste geleistet und wird auf der Fahrt den Apparat für drahtlose Telegraphie, durch den der Dampfer „Roosevelt“ in ständiger Verbindung mit der Heimat bleiben soll, bedienen.

Die Freiheitsstatue als Hindernis für drahtlose Telegraphie. Seit der Einrichtung der Station für drahtlose Telegraphie in New York haben viele Dampfer, die von Schiffen auf See aufgegeben wurden, auf geheimnisvolle Art ihren Bestimmungsort nicht erreicht. Man hatte behauptet, daß sie auf irgend eine Art „gestohlen“ wären. Genaue Nachforschungen haben aber erst jetzt den „Dieb“ entdeden lassen. In der großen Statue der Freiheit am Eingang des Hudson glaubt man das Hindernis gefunden zu haben. Die riesen-gigante aus Bronze stellt einen sehr starken elektrischen Leiter dar, und so hat sie zahlreiche drahtlose Telegramme von ihrer Richtung abgelenkt. Als der Gnadendampfer „Caronia“ kürzlich bei New York strandete, suchte man erfolglos fünf Stunden lang eine drahtlose Verbindung herzustellen; zweifellos hatte die Göttin der Freiheit ihre Beförderung verhindert.

Papst Pius X. am Telefon. Pius X. macht seit seiner Wahl zum Papst häufigen Gebrauch vom Telefon. So wollte er zum Osterfest seinen früheren Diözesanen in Venedig einen Gruß telephonieren. Er ließ seinen Nachfolger in Venedig, Monsignore Cavallari, an den Apparat rufen, ohne daß dieser wußte, wer mit ihm sprechen wollte. Man kann sich das Erstaunen und die Freude Cavallaris vorstellen, als er die Stimme des Papstes erkannte. Das Telefon ist in allen Teilen des Vatikanis eingeführt worden; die verschiedenen Abteilungen

dieses Kiesenpalastes sind mit den vollkommensten Apparaten ausgestattet und untereinander verbunden.

Die Lieblingsgetränke der Völker. Das Statistische Amt der Vereinigten Staaten klassifiziert die Völker nach ihren Trinkgewohnheiten: Das Vereinigte Königreich trinkt den meisten Tee, es konsumiert nämlich 256 509 731 Pfund im Jahre, das heißt fast sechs Pfund auf die Person. Die Vereinigten Staaten trinken den meisten Kaffee und konsumieren 960 878 977 Pfund oder 11 3/4 Pfund auf die Person. Deutschland trinkt das meiste Bier, nämlich 8 022 501 000 Liter oder 138 Liter die Person. Rußland trinkt den meisten Brauntwein, nämlich 783 139 500 Liter, 5 1/2 Liter pro Person. Frankreich trinkt den meisten Wein, nämlich 6 042 737 700 Liter, 156 Liter die Person

Vexierbild.



„Wo ist Amor?“

Weiteres.

Gut angewendet. Herr (der eilig ein Konzert verläßt): „Nach mir die Singlust!“ („Mega.“)

Schwere Arbeit. Gatte (nach Hause kommend): „Wo ist denn meine Frau?“ — Hofe: „Gnädige Frau ist ermüdet.“ — Gatte: „So — wozu denn?“ — Hofe: „Gnädige Frau haben den ganzen Morgen Reisefläne geschmiedet!“ („Vach. Jahrb.“)

Gemüthlich. Frau (zur Köchin, welche sie mit ihrem Soldaten bei Wein und Braten in der Küche sitzend ertappt): „Ja, was soll denn das heißen?“ — Köchin: „Nehmen Sie nur Platz, gnä' Frau... wir verloben uns grad!“ („Mega.“)

O weh! (Im Eisenbahnwagen) Junger Herr: „Sie sehen mich ja so aufmerksam an, erinnere ich Sie an jemand?“ Alter Herr: „Ja, Sie erinnern mich an meine verstorbene Tante, aber die hatte einen etwas stärkeren Schnurrbart als Sie!“ („Vach. Jahrb.“)

Der Regenschirm. Zwei Biedermänner treffen sich auf der Straße. A.: „Du bist ja so traurig?“ — B.: „Ja, ich habe gestern meinen neuen leichten Schirm eingebüßt.“ — A.: „Ach, hast Du ihn auf der Trambahn stehen lassen?“ — B.: „Nein, ich traf den Eigentümer, und der erkannte ihn sofort wieder.“ („Mf.“)

Samburg-Helgoland. Gatte (während stürmischer Ueberfahrt zu seiner Frau): „Du wirst ja so still und blaß, Luise!“ — Gattin: „D. Geirrich, mir ist das Herz so voll!“ Gatte: „Dann nimm' Dich nur zusammen; wenn das Herz voll ist, dem läuft der Mund über!“ („Mega.“)

Gute Bedienung. Herr (am Telefon): „Bitte fünf, unzwanzig Null sieben.“ — Telephonfräulein: „St leider befehrt aber eine ganz ähnliche Nummer können Sie haben.“ („Kultige Blätter.“)

Entrüstung. Kunde: „Bei Jakobohn bin ich tüchtig reingelegt worden, und mir scheint, bei Ihnen wird's mir nicht besser gehn, Herr Goldblum!“ — Goldblum: „Nu? Hat Jakobohn denn ein Privilegium?“ („Dorfb.“)

Immer derselbe. „Warum tragen Sie den Helm denn eigentlich immer mit heruntergeschlagenen Schuppenfedern?“ Professor (als Reiteroffizier in Uniform): „Weil ich in meiner Zerstretheit sonst beim Grüßen den Helm immer vom Kopf nehme.“ („Mega.“)

Kaltblütig. Staatsanwalt: „Nächsten Donnerstag werden Sie hingerichtet.“ — Delinquent: „So, so!“ (Wacht sich einen Knoten ins Taschentuch.) („Mf.“)

Der Admiral Nebogatow wurde von den Japanern gegen Ehrenwort aus der Gefangenschaft entlassen — gegen das Ehrenwort nämlich, daß er auch die nächste Flotte wieder kommandieren würde. („Kultige Blätter.“)

Rästel-Ecke.

Table with 10 rows and 6 columns of numbers for a word puzzle.

Bei Einstellung der richtigen Buchstaben ergeben die wagerechten Reihen: 1. eine Schifffahrt, 2. eine Stadt in Frankreich; die senkrechten: 1. eine Stadt in Mittelamerika, 2. eine Stadt in Ostasien.

Dreißtägige Scharade.

In den ersten beiden Kennt Du die Dritte finden. Raum erliegen, Ist das Ganze im Verschwinden. Auflösung folgt in nächster Nummer.

Lösung der Rästel aus voriger Nummer:

Geographisches Leisten-Rästel.

Geographical word puzzle grid with letters.

Rechenrästel.

Arithmetic puzzle grid with numbers.

33 + 31 = 8 x (3 + 5).

Wiberrästel: Des Kiesen Schuh kommt nicht dem Zwerge zu.

Advertisement for Kufeke's Kinder-mehl (infant food) with text and a logo.

Advertisement for Anzeigen (advertisements) with text and a logo.

Advertisement for Offene Beinkranke (open leg ulcers) with text and a logo.

Large advertisement for Lindemann's Liliunmilch-Präparat (infant milk preparation) with decorative text.

Advertisement for Tafelhonig (table honey) and Darlehne (loans) with text.

